

Alfred Rohloff

So oder so ähnlich  
Eine Kindheit in Deutschland

ATHENA

## Geschichte und Geschichten

Wenn Geschichte großspurig und weiträumig verläuft, besteht für Geschichten, wie sie der Einzelne – zumal der »kleine Mann« – durch seine Unternehmungen erfahren kann, nur noch wenig Zeit und Platz in der Welt. Sie haben dann nur noch die Möglichkeit, in Nischen und gegen die Geschichte, die verordnete und die nicht verordnete, sich zu ereignen.

Wenn alle im Gleichschritt marschieren, wo soll sich dann noch die Geschichte des Einzelnen vollziehen?

Hiervon haben wir wohl die Schwadronneure der Geschichte auszunehmen, die Napoleons und Hitlers, die sich eingeredet haben, zu wissen, wie Geschichte verläuft, und zu wissen, wie sie durch ihr Zutun zu verlaufen hat. Aber was kann man von ihnen schon lernen? Nicht mehr als die Binsenweisheit, daß alles doch »ein wenig anders« verläuft, als sie es sich in ihrer Hybris erträumt haben, daß eben durch Geschichte, verursacht durch eine »List der Vernunft«, wie Hegel das nannte, doch etwas Anderes hervorgebracht wird, als das, was sie sich selbst als ein Ziel eingeredet hatten. Damit ist dann auch schon gesagt, daß es, entgegen den Beteuerungen dieser Herren, keine menschlichen Herren der Geschichte geben kann, wenngleich Geschichte selbst sich auch für eine gewisse Zeit diesen Anschein geben mag.

Aber sicher ist auch noch dieses zu lernen: Daß man solchen Schwadronneuren der Geschichte mit ihren falschen Verkündigungen rechtzeitig den Mund zu stopfen hat. Daß man dem Weltgeist, an den diese Schwadronneure der Geschichte ihre Seele verkauft haben, die Stiefel auszuziehen und ihn zum Weltgeist eines Gartens der Vernunft zu zähmen hat.

Statt der Kantischen Vernunft war aber zur Zeit meiner Kindheit die durch nichts begründete »Vorsehung« auf den Plan getreten, mit der sich Hitler zumal gern geschmückt und damit so etwas wie Religion oder Transzendenz geheuchelt hat. Diese Vorsehung sollte dann wohl der Beleg dafür sein, daß er als Weltgeist auserwählt sei, nur daß jetzt

im Unterschied zu Napoleon, in dem Hegel den »Weltgeist zu Pferde« gesehen hatte, jetzt ein »Weltgeist im Mercedes« durch die Lande ratterte und meinte, ein Herr der Geschichte zu sein, – allerdings mit dem gleichen Ergebnis wie bei Napoleon, weil eben Geschichte keine Herren duldet.

Dennoch hat man sich in jenen Tagen auch gerne mit Kant geschmückt – mir wurde er schon in der Volksschule als ein »großer Deutscher« vorgestellt, wenn denn auch, nach meinem heutigen Verständnis, es wohl schwierig sein dürfte, an diesem Weltbürger Kant das typisch Deutsche zu beschreiben, das die Herren in ihm sehen wollten.

Aber immer noch haben die Mächtigen, die sich als Weltgeist verstehen, versucht, sich der Großen im Geiste zu bemächtigen und das von ihnen zu nehmen, was ihrer Ideologie zuträglich ist. Daß aber Kant »die Geschichte der Menschengattung« als die »Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur« (45)<sup>1</sup> angesehen hat, »der auf die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menschengattung« (47) abzielt, wurde dann gefälligst unterschlagen, weil es dem damaligen Rassedanken zuwiderläuft.

Aber wo bleiben die Geschichten der kleinen Leute, – zumal der kleinen Leute, wenn sie noch klein, nämlich erst Kinder sind? Sie vollziehen sich immer jenseits solcher großspurigen Entwicklungen der Geschichte, wenn sie denn auch immer von ihnen beeinflusst und beeinträchtigt werden.

Wenn ich entgegen der damals üblichen, weil verordneten Art, sein Leben zu beenden, nämlich den »Heldentod« zu sterben, fast dadurch aus dem Leben geschieden wäre, daß ich als kleiner Junge einfach in einen Teich gefallen bin, so ist diese Geschichte eine solche, die in dem damaligen allgemeinen nationalen Trend nicht unterzubringen ist, darum eher gegen die allgemeine, verordnete Geschichte verstößt. Aber diese Geschichte von der wunderbaren Errettung meines Lebens ist nicht die einzige, die ich erlebt habe. Daher habe ich es

---

1 Kant, Immanuel, Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, in: Werke in sechs Bänden. Hg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1956–1964, Bd. VI, S. 31–50

fortwährend als ein Wunder angesehen, daß ich in ein solch hohes Alter gelangen konnte.

Wenn nun der damalige Stiefelschritt der Geschichte – und vielleicht sind wir ja zumindest in einigen Zonen der Welt dabei, ihr die Stiefel auszuziehen – sich auch wenig um das Wohl und um die emanzipative Entfaltung eines kleinen Jungen bekümmerte, so gab es doch vor und gegen dem Hintergrund dieser Geschichte einiges, das mich davor bewahrte, *begeistert* dem Schwadronneur der neueren deutschen Geschichte die Hand zu reichen, gereicht aber habe ich sie ihm als ein kleiner Junge, nolens volens, gleichwohl.

Da hilft es auch nicht viel, daß man von sich sagen kann, man hätte sich wegen seines geringen Alters keine Schuld zuzurechnen. Da hilft es nicht viel, von der »Gnade der Spätgeborenen« zu reden, wie einige Geister unserer Tage dies taten. Denn: »Geschichte hat, uns mit zunehmen, nicht vergessen«. So habe ich das in einem meiner späteren Gedichte einmal beschrieben. Man kann eben nicht an Goethes Weimar denken, ohne sich an das nahe gelegene Buchenwald zu erinnern. Es gibt für uns alle ein »Wir« der Geschichte, aus dem wir nicht einfach aussteigen können.

Was das aber war, das mich *als Kind nicht begeistert* zu dem »Neuen«, das da herauf gekommen war, ja sagen ließ, ist weder einfach zu erinnern noch zu beschreiben. Natürlich fragt man sich im Nachhinein: Gab es da eindeutige Vorbehalte, die aus mir selbst kamen? Ich bin nicht so vermessen, diese Frage mit einem einfachen Ja zu beantworten, schließlich war ich erst dreizehn Jahre alt, als der Spuk schon zu Ende ging. Aber es gab doch Erlebnisse, die mich in jener verordneten Welt, in der man sich ja auch vorgenommen hatte, die Jugend zu gewinnen, zumindest *irritierten*.

Aber davon wollte ich erst in meinen Geschichten reden.

## Namen – Gäste der Wirklichkeit

Das war an jenem regnerischen Vormittag des 17. Juli so um das Jahr 1748, als mein Urahn die niedrige Amtsstube eines preußischen kleinen Dörfchens betrat und vermeldete, daß er angekommen sei. Regentiefend stand er da in seiner großen aufgeknapften Jacke und drehte verlegen seine Wollmütze in den Händen, daß das Wasser auf die Holzdielen der Amtsstube tropfte.

Nachdem der Gemeinbeschreiber hinreichend zur Kenntnis genommen hatte, daß da ein Mensch vor ihm stand, begann er mit der ortsüblichen Ausfragerei nach dem Woher und Wohin, was meinem Großahn, müde und übernächtigt von der weiten Reise aus dem Friesischen, wie eine Anrede aus dem Jenseits vorkam. Schließlich erklärte er auf die nicht enden wollenden Fragen erneut, daß er zu bleiben gedächte.

Dies nun aber bewog den Schreiber, nach verschiedenen Papieren zu suchen, umständlich seinen Federkiel zu spitzen und meinen Urahn nach seinem Namen zu fragen.

Der sagte, daß er Roelof heißen würde, wobei er allerdings seinen Namen – wie das im Friesischen so üblich war – in etwa wie Ruloff aussprach.

Der Gemeinbeschreiber rückte nun seine Brille zurecht, konzentrierte seinen Blick auf das linke Ende einer langen waagerechten Zeile und ließ die Buchstaben zuerst ganz langsam und sorgsam seinem Munde entfliehen, ehe er sie dann sozusagen wieder einfing und auf das Papier malte.

»R ... u ...«

»Nein ... nein«, protestierte da mein geschichtlicher Vorgänger, »nicht: u ..., sondern R ... o ... e ...« ...

»Das geht nicht«, unterbrach ihn der Gemeinbeschreiber und hob sowohl den Federkiel wie auch die Augenbrauen in die Höhe. »R ... o ... e? – nein, das müßte man ja Röloff aussprechen, – versteht er das denn nicht?«

Glücklicherweise hatte er bislang nur ein schönes rundgeschwungenes »R« zu Papier gebracht, weshalb sich sein Unwille noch in Grenzen hielt.

»R ... o ..., das geht, aber nicht mit dem e dahinter, denn sonst würde er ja riskieren, daß sein Name völlig falsch ausgesprochen würde, und das für sein ganzes Leben«, dozierte der Schreiber weiter, indem er seinen Federkiel zur Betonung des Gesagten wie einen Dirigentenstab hin und her bewegte.

Was blieb meinem Urahn in diesem Kampfe um das »o« und das »e« denn anders übrig, als auf das »e« zu verzichten, um wenigstens sein »o« noch zu retten. War er doch angesichts der ungleichen Voraussetzungen – denn er stand ja auf der geringer zu bewertenden Seite des Schreibtisches –, in diesem Streit noch froh, überhaupt zu so etwas wie einem Kompromiß zu gelangen. Brummend stimmte er zu.

Bei so viel Entgegenkommen und Einsicht meines Altvorderen wollte der Gemeinbeschreiber nun aber nicht zurückstehen.

»Wie wäre es denn, wenn wir dem o ein stimmloses h befügten«, redete er einigermassen gestelzt. »Das o klingt dann weich und lang, – fast wie ein u –, und der ganze Name sieht auch noch viel schöner aus, denn das h gibt dem Namen eine weitere Unterlänge, und das macht sich doch sehr gut.«

Meinem Urahn, müde von der langen Fahrt, schwindelte von so vielem Hin und Her um seinen Namen, und so merkte er es nicht einmal, wie der Gemeinbeschreiber seinem Namen – vielleicht auch dies wegen der schönen Unterlänge – nicht nur ein stimmloses »h« sondern auch ein zweites »f« am Ende hinzufügte. »Rohloff« hieß er nun, kaum daß er es sich versah.

Ja, so ist es damals wohl zugegangen an dem regnerischen Vormittag jenes 17. Juli so um das Jahr 1748. Na, jedenfalls so – oder so ähnlich.

\* \* \*

Wenn diese kleine Geschichte – von der ich zugeben muß, daß sie meiner Phantasie entsprungen ist – vielleicht auch etwas Wahres, über Name und Herkunft meiner Vorfahren väterlicherseits aussagt, so hört aber jedwedes Subsumieren meiner Familie unter eine bestimmte Volks- oder Stammeszugehörigkeit sofort auf, wenn man etwas weiter in der Vorfahrenreihe zurückgeht und auch die weiblichen Linien in Betracht zieht.

Zwar müssen irgendwann die *Robloffs* in jenen weit entfernt gelegenen nordöstlichen Landstrich, der dann später einmal Ostpreußen hieß, mir nichts dir nichts eingewandert sein. So belegt etwa eine Urkunde, daß der Name schon 1664 in Goldap zu finden war. Ich weiß allerdings nicht, ob dieser Mensch zu meinen direkten Vorfahren zu zählen ist. Aber muß ich das nun wissen? Jedenfalls so viel ist sicher: Damals zahlte ein Andres Rohloff 1 Mark und 50 Silbergroschen an die Kirche in Goldap.

Wenn ich von dem kleinen Tableau meiner Großeltern ausgehe, so gibt es neben den *Robloffs* ja noch die *Maurischats* (der Geburtsname meiner Großmutter väterlicherseits), die *Scharotzkis* (der Name meines Großvaters mütterlicherseits) und die *Kausch*'ens (Geburtsname meiner Großmutter mütterlicherseits). Schon diese kleine Liste von Namen meiner Vorfahren in der vorletzten Generation spiegelt die Herkunft der Menschen in diesem nordöstlichen Landstrich des damaligen Deutschland sehr gut wieder. Neben dem aus dem Friesischen stammenden Namen Rohloff deutet der Name Maurischat auf meine litauische, der Name Scharotzki auf meine polnische Verwandtschaft, der Name Kausch schließlich auf meine Anbindung an die Ureinwohner, die Prussen, hin. So jedenfalls sagen das die Namenforscher<sup>2</sup>.

Wenn nun auch in den weiter zurück liegenden Generationen litauische und deutsche Namen – darunter auch solche aus dem Salzburgischen – gegenüber den anderen dominieren, so zeigt schon das Namenstableau meiner Großeltern die Herkunft der Menschen in diesem ostpreußischen Landstrich recht gut an. Kontakte zu ostpreu-

---

2 »Kauschen« soll prussisch »schöpfen« heißen. Diese Bedeutung findet sich auch im Litauischen. (Siehe Donalitius, 214: »Kauschen, Schöpfkellen von Holz«)

ßischen Namensforschern haben mir deutlich gemacht, daß »diese völkische Zusammensetzung meiner Familie« nichts Außergewöhnliches, vielmehr eine eher durchschnittliche Erscheinung im damaligen Ostpreußen gewesen ist. Ja, dieses Ostpreußen, und insonderheit dieser Landstrich meiner Herkunft, das muß man wohl sagen, war immer schon ein im höchsten Grade interkulturelles Gebiet.

Im Übrigen bin ich selbst aber froh, sagen zu können, daß mich nicht nur mit irgendwelchen Eindringlingen aus dem Westen, sondern auch mit den Ureinwohnern dieses Landstrichs eine Blutsverwandtschaft verbindet, weil man eben den Nachnamen meiner Großmutter mütterlicherseits, Wilhelmine Kausch, als einen prussischen Namen anzusehen hat. Immer wenn ich an sie denke, sehe ich ihr rundliches Gesicht mit einem tief aus der Seele kommenden Lachen, – wie schlimm sie das Leben auch treffen mochte. Als ich dann später die Frauengesichter in den Zeichnungen der Käthe Kollwitz sah, haben sie mich immer wieder an das Gesicht meiner Großmutter erinnert. War sie noch eine Prussin? Ihr Name jedenfalls belegt wohl eine solche Herkunft.

Ja, und was meine verwandtschaftlichen Bindungen an die Friesen angeht, so weiß ich nicht, ob die Rohloffs nun Ost- oder Westfriesen waren. Für den zweiten Fall der Annahme würde das bedeuten, daß sie aus dem Niederländischen stammten. Aber ist das wichtig? Ich erinnere mich noch daran, daß man in meiner Familie – insbesondere mein Onkel, der Bruder meines Vaters, tat dies – bis weit nach dem Krieg die Mark mit Gulden bezeichnete und die Zehnpfennigstücke »Dittchjes« nannte (niederl. »ditjes en datjes« = Kleinigkeiten). Waren diese Gewohnheiten Ausdruck einer Verwandtschaft mit den Niederländern, genauer: mit den Westfriesen? Wer weiß das schon?

Na, jedenfalls habe ich durch die Heirat einer Isländerin für die weitere Internationalisierung meiner Familie gesorgt, bringt meine Frau doch wiederum verwandtschaftliche Verbindungen nicht nur nach Island, sondern auch nach Dänemark in unsere Familie ein. Nicht, daß ich eine solche »Internationalisierung« meiner Familie angestrebt hätte. Es »hat sich halt so ergeben« – so wie sich dies wohl



auch bei meinen Vorfahren, in ihren Verbindungen zueinander, »halt so ergeben« haben mag.

Bei aller Internationalität meiner Herkunft kann ich aber doch über eines froh sein: daß ich irgendwo im deutschen Sprachraum aufgewachsen bin, wenn eben, kriegsbedingt, auch an sehr verschiedenen Orten. Wenn ich es – auch heute noch – als niederdrückend empfinde, auf die von uns Deutschen hervorgerufenen Ereignisse und Taten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts blicken zu müssen, so freue ich mich auf der anderen Seite, in die deutsche Sprache hineingeboren zu sein, was mir – anders als einem, der in einer anderen Sprache groß geworden ist – den Zugang zu großartigen geistigen Schöpfungen erleichterte, ob ich nun an Kant und Hegel oder an Goethe, Schiller und Hölderlin denke. Aber an Weimar kann ich nicht mehr denken, ohne an Buchenwald erinnert zu werden. Das ist die dunkle Kehrseite meines Bewußtseins, ein Deutscher zu sein.

Aufgrund der Vorgeschichte meiner Familie ist es aber wohl eher als ein Zufall zu bezeichnen, daß ich Rohloff heiße und nicht Maurischat, Becker oder Scharotzki.

Aber was sind eigentlich Namen? Vielleicht doch nur »Schall und Rauch«? Oder muß man vielleicht mit Dschuang Dsi, einem Taoisten des alten China, sagen: »Der Name ist der Gast der Wirklichkeit« und mehr eben nicht!

Ähnlich wie mit den Personennamen in meiner Familie verhält es sich auch mit den Namen der beiden Hauptstätten meiner Kindheit, mit dem Namen des kleinen Dorfes, in dem ich im Jahre 1931 zur Welt kam, und mit jenem der kleinen Stadt, in der ich aufwuchs. Nannte man das Dorf noch zur Zeit meiner Geburt »Baubeln« – ein Name, der einen schönen geheimnisvollen Klang, wie ich denke, hatte –, so wurde 1938 in der Naziherrschaft daraus ein banales »Windberge«, worin aber immerhin noch der Höhenrücken, auf dem das Dorf lag, zu Wort kommt. Heute hätte es wohl einen russischen Namen, ja hätte es wohl – wenn es dieses kleine Dorf noch geben würde. Aber vor der größtiefiligen Geschichte hat es nicht bestehen können.

Ebenso erging es dem Namen der kleinen Kreisstadt des Landkreises, zu dem auch Baubeln gehörte. Als wir – es war wohl das Jahr 1936

oder 1937 – dorthin zogen, hieß diese Stadt noch »Stallupönen«. Auch diese kleine Stadt verlor diesen schön klingenden Namen und hieß ab 1938 »Ebenrode«. Heute heißt sie »Nesterov«, denn sie gehört, wie der gesamte ehemalige Landkreis, zum Kaliningrader (Königsberger) Gebiet, zum »Kaliningradsckaja Oblast«.

So kurzatmig kann Geschichte sein, wenn sie Stiefel trägt, – so kurzatmig, daß ein Mensch wie ich, mit dieser kleinen Stadt, in der er einmal lebte, drei Namen verbinden muß. Sind Namen nicht doch nur ein »Gast der Wirklichkeit«?



Alfred Rohloff

## Die Leute in Baubeln

Geschichten aus einem verschwundenen Land

1. Auflage 2015, 94 Seiten, Broschur 13,8 × 21 cm  
ISBN 978-3-89896-599-6, 14,90 Euro



Auch als E-Book verfügbar

*»Es ist die Form, die meisterliche Sprache des Autors, der seiner Liebe zu dem soziokulturellen Phänomen Ostpreußen hier in elf Kurzgeschichten wirklich großen Ausdruck verleiht.«*

Heiner J. Coenen, Land an der Memel, Dezember 2015

Mit seinen humorvollen, aber auch nachdenklich stimmenden Kurzgeschichten hat Alfred Rohloff in diesem Band seinem Geburtsort Baubeln im einstigen Ostpreußen (im heutigen Kaliningrader Gebiet) ein Denkmal gesetzt. »Baubeln ist heute weder auf einer Landkarte noch auf unserer wirklichen Erde zu finden. Die großspurige neuere Geschichte hat es hinweggefegt«, heißt es im Nachwort. »Erzählt wurden mir diese Geschichten – natürlich nicht als solche, wie sie hier versammelt sind – schon kurz nach dem Krieg. Aber ich fand erst nach und nach die Zeit, sie für mich aufzuschreiben. Der etwas ironische Ton, der in den Erzählungen anklingt, war schon bei den Ersterzählern enthalten. Er soll aber nicht die Zuneigung beiseite schieben, die ich für dieses Fleckchen Erde und die Schrulligkeit der damaligen Bewohner noch heute empfinde.«